

JAMES
PATTERSON



SÜHNNE
TAG

Weltbild

Sühnetag

Der Autor

James Patterson, geboren 1947, war Kreativdirektor bei einer großen amerikanischen Werbeagentur. Seine Thriller um den Kriminalpsychologen Alex Cross machten ihn zu einem der erfolgreichsten Bestsellerautoren der Welt. Auch die Romane seiner packenden Thrillerserie um Detective Lindsay Boxer und den »Women's Murder Club« erreichen regelmäßig die Spitzenplätze der internationalen Bestsellerlisten. James Patterson lebt mit seiner Familie in Palm Beach und Westchester, N.Y.

James Patterson
und Michael Ledwidge

Sühnetag

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Helmut Splinter

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel *Worst Case* bei Little, Brown and Company, New York

Lars Vollerts Übersetzung der Zeilen aus Robert Frosts Gedicht
»Stopping by Woods on a snowy Evening« auf S. 239 entstammt dem Werk:
Robert Frost: *Promises to keep. Poems. Gedichte. Englisch-Deutsch*
C.H. Beck Verlag, München 2011,
Übersetzung und Nachwort von Lars Vollert.

Christian Enzenbergers Übersetzung der Zeilen aus T.S. Eliots Gedicht
»Ash Wednesday« auf S. 66 entstammt dem Werk:
T.S. Eliot, *Gesammelte Gedichte*,
Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Eva Hesse,
Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1988.

Besuchen Sie uns im Internet
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2010 by James Patterson
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Übersetzung: Helmut Splinter
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© sirtravelalot; © Nik Merkulov)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-346-4

2022 2021 2020 2019
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Susan Maloney, Sue Najork,
Marlene Stang und Kary Tangredi
– J.P.

Für Mary Ann O'Donnell,
die weltbeste Ratgeberin.
Besonderen Dank an »Onkel« Ed Kelly
und Richter Joe Len
– M.L.

PROLOG

Gebt dem Frieden eine
Chance, sonst setzt's was!

Dem stämmigen Mann mit dem graumelierten Haar wurde fast schwindlig, als er in New York unter dem marmornen Torbogen hindurch in den Washington Square Park schritt. Er stellte seinen Rucksack ins Gras, nahm seine runde Brille ab und tupfte die Tränen, die unerwartet in seine Augen traten, mit dem Ärmel seiner alten Jeansjacke ab. Und wenn schon, dachte er, während er über sein markantes, zerfurchtes Gesicht strich. Jetzt wusste er, wie sich Vietnamveteranen fühlten, wenn sie in Washington ihre Gedenkstätte, die Mauer, besuchten. Hätten die Veteranen der Antikriegsbewegung ein Denkmal – eine Mauer der Tränen –, dann stünde es hier, wo alles begonnen hatte, im Washington Square Park.

Über den windigen Park blickend, erinnerte er sich an all die unglaublichen Dinge, die sich hier ereignet hatten. Die Antikriegsdemonstrationen. Bob Dylan in den Kellerclubs auf der 4th Street, wo er darüber gesungen hatte, in welche Richtung der Wind blies. Die von Kerzen erleuchteten Gesichter seiner alten Freunde, während sie Flaschen und Joints weitergereicht hatten. Die geflüsterten Versprechen, Dinge zu ändern und besser zu machen.

Er ließ den Blick über die vielen Menschen wandern, die sich an diesem Freitagnachmittag am Brunnen in der

Mitte tummelten, über die an den Schachtischen grübelnden Menschen, als könnte er dort ein vertrautes Gesicht entdecken. Aber wie sollte das möglich sein?

Er zuckte mit den Schultern. Sie waren alle weitergezogen, genau wie er. Erwachsen geworden. Hatten sich verkauft. Oder waren im Untergrund. Im übertragenen Sinn. Und im wörtlichen.

Jene Zeit, seine Zeit, hatte mittlerweile fast vollständig ihren Glanz verloren. Tot. Aus und vorbei.

Aber nur fast, dachte er, als er sich hinkniete und die Schachtel mit den Flugblättern aus seinem Rucksack nahm.

Und noch nicht ganz.

Auf jedem der fünfhundert Blätter stand in drei Absätzen eine Botschaft mit der Überschrift »Liebe kann die Welt verändern«.

Wer sagt denn, dass man die Vergangenheit nicht zurückholen kann? Ein Zitat von Keith Richards blitzte in seinem Kopf auf, als er die Blätter sauber auf einen Stapel legte.

»Ich habe eine Nachricht für euch. Wir sind nicht unterzukriegen. Ihr könnt uns aufhängen, aber sterben tun wir deswegen noch lange nicht.«

Du hast's erfasst, Keith, dachte er und kicherte. Los, Bruder. Legen wir los. Wir beide.

In den letzten Jahren hatte er sich immer öfter an seine Jugend erinnert. Allein damals hatte er das Gefühl gehabt, etwas zu sagen zu haben und sich im positiven Sinne von anderen abzusetzen.

Geriet er nach all dieser Zeit in eine Midlife-Crisis? Das war ihm egal. Er hatte beschlossen, sich noch einmal auf dieses Gefühl einzulassen. Besonders in Anbetracht der letzten Ereignisse. Die Not der Welt war inzwischen noch größer als damals, als er und seine Freunde genau dagegen angekämpft hatten. Es war Zeit, den Kampf wieder aufzunehmen. Menschen wachzurütteln, bevor es zu spät war.

Deswegen war er hier. Schon einmal hatte es funktioniert. Schließlich hatten sie einen Krieg beendet. Vielleicht könnte das wieder passieren. Er war zwar viel älter, aber noch längst nicht tot. Nein, tot war er noch nicht.

Er leckte seinen Daumen an und nahm das erste Blatt vom Stapel. Lächelnd erinnerte er sich an die zahllosen Flugblätter, die er 68 in Berkeley, Seattle und Chicago verteilt hatte. Jetzt, nach all den Jahren, war er wieder da. Unglaublich. Was für ein verrücktes Leben. Jetzt saß er wieder im Sattel.

2

»Hallo«, grüßte er eine junge schwarze Frau mit Kinderwagen und hielt ihr ein Flugblatt hin.

Er lächelte sie an und blickte ihr in die Augen. Er konnte schon immer gut mit Menschen umgehen. »Ich habe hier eine Botschaft. Vielleicht sollten Sie mal einen

Blick darauf werfen, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Sie betrifft, nun ja, alles.«

»Lassen Sie mich, verdammt noch mal, mit diesem Quatsch in Ruhe«, lehnte sie mit überraschender Vehemenz ab und schlug ihm das Flugblatt beinahe aus der Hand.

Damit habe ich irgendwie rechnen müssen, dachte er mit einem Nicken. Einige Menschen reagierten eben aggressiv. Das gehörte dazu. Unbeirrt ging er auf eine Gruppe Jugendlicher zu, die am Garibaldi-Denkmal Skateboard fahren.

»Tag, Jungs. Ich habe hier eine Botschaft, die ihr vielleicht mal lesen solltet. Nimmt nur ein paar Sekunden eures Tages in Anspruch. Wenn ihr euch Sorgen um die allgemeine Situation und eure Zukunft macht, solltet ihr über das hier wirklich mal nachdenken.«

Sie blickten ihn sprachlos an. Als er sie aus der Nähe betrachtete, war er über die Krähenfüße um ihre Augen überrascht. Sie waren keine Jugendlichen mehr. Waren Ende zwanzig, Anfang dreißig. Sahen hartgesotten aus. Sogar irgendwie fies.

»Heilige Scheiße! Das ist John Lennon!«, höhnte einer von ihnen. »Ich dachte, du wärst erschossen worden. Wo ist Yoko? Wann trittst du wieder mit Paul auf?«

Die anderen brachen in Lachen aus.

Wichser, dachte er und eilte zum Brunnen in der Mitte, wo ein Straßenkomiker auftrat. Ja, das Schicksal der Welt konnte einem echt zusetzen. Er wollte sich von

diesen Arschlöchern nicht runterziehen lassen. Er musste nur auf den richtigen Menschen treffen, dann würde es schon laufen. Ausdauer war das A und O.

Die Menschen wandten ihre Blicke ab, als er sich ihnen näherte. Niemand wollte das Flugblatt nehmen. Warum nicht?

Eine erfolglose Viertelstunde später nahm ihm eine zierliche Frau ein Flugblatt aus der Hand. Endlich, dachte er. Sein Lächeln erstarb, als die Frau das Blatt zusammenknüllte und auf den gepflasterten Weg fallen ließ. Er rannte ihr hinterher, hob das Blatt auf und holte die Frau ein.

»Zumindest hätten Sie warten können, bis Sie außer Sichtweite sind. Und dann hätten Sie das Flugblatt in einen Abfalleimer werfen können«, schimpfte er, als er ihr den Weg versperrte. »Müssen Sie das Blatt auch noch auf den Boden werfen?«

»Äh, ich ... ja, bitte?«, stammelte die Frau und zog die weißen Ohrhörer heraus. Sie hatte kein Wort verstanden. Waren alle jungen Menschen heutzutage Idioten? Merkten sie nicht, welche Richtung die Welt eingeschlagen hatte? Machten sie sich keine Sorgen?

»Ja, das hast du gut gesagt«, murmelte er, als er fortging. »Bitte! Du armseliger Ersatz für einen Menschen wirst noch um viel mehr bitten müssen.«

Er blieb abrupt stehen, als er zum Eingang des Parks zurückkam. Jemand war über den Papierstapel gestolpert, und der Großteil der Flugblätter wehte unter dem

Torbogen hindurch über den Bürgersteig und weiter die Fifth Avenue hinauf. Er rannte aus dem Park hinaus und versuchte, die Flugblätter einzufangen, bis er es aufgab. Er war völlig erschöpft, kam sich wie ein Idiot vor, als er sich zwischen zwei geparkten Fahrzeugen an den Straßenrand setzte.

Weinend barg er den Kopf in seinen Händen. Zwanzig Minuten lang saß er da, lauschte dem Wind, ließ den unaufhörlichen Verkehrsstrom an sich vorbeiziehen.

Flugblätter!, dachte er schniefend. Hatte er wirklich geglaubt, die Welt mit einem Blatt Papier und einem besorgten Gesichtsausdruck ändern zu können? Er blickte hinunter auf seine alte Jeansjacke, die er hinten aus seinem Schrank gezogen hatte. Stolz, dass sie noch immer passte. Er war ja so ein Dummkopf.

Es gab nur eins, was die Menschen vom Hocker riss, nur eine Sache, die ihnen die Augen öffnete.

Schon damals hatte es nur eine Sache gegeben.

Und auch heute gab es nur eine.

Er nickte, als er seinen Beschluss gefasst hatte. Er würde keine Hilfe bekommen. Er musste es selbst tun. Genug von diesem Quatsch. Die Uhr tickte. Er hatte keine Zeit mehr für Spinnereien.

Er merkte, dass er sich noch immer an einem zerknüllten Flugblatt festhielt. Er glättete es neben sich auf dem kalten Pflaster, zog einen Stift heraus und nahm eine entscheidende Korrektur vor. Das Blatt schnalzte wie eine Flagge, als er es sich vom Wind aus den Fingern reißen ließ.

Der grauhaarige Mann wischte sich über die Augen, als das Blatt, auf dem er geschrieben hatte, weit oben an einem Laternenpfahl hängen blieb.

Das Wort »Liebe« in der Überschrift hatte er durchgestrichen. Vor dem aschgrauen Himmel über ihm stand jetzt zu lesen:

»Blut kann die Welt verändern!«

ERSTER TEIL

Asche zu Asche

In der Dunkelheit gefesselt, dachte Jacob Dunning daran, was er alles für eine Dusche geben würde.

Seinen gesamten Besitz? Mit Freuden. Einen Zeh? Ohne zu überlegen. Einen Finger? Hm, brauchte er seinen linken kleinen Finger unbedingt?

Nicht näher identifizierbarer, schlammartiger Dreck klebte an seiner Wange, an seinem Haar. Er, der gut aussehende, dunkelhaarige College-Student, lag nur mit seinem T-Shirt und seinen Boxershorts bekleidet auf einem schmutzigen Betonboden an einem sehr engen Ort.

Ein lästiges Brummen wie von Industriemaschinen dröhnte in der Ferne. Seine Augen waren verbunden, seine Hände an ein Rohr hinter ihm gefesselt. Der Knebel in seinem Mund war fest in der Einbuchtung zwischen Schädel und Hals verknotet.

Diese Vertiefung wurde »großes Hinterhauptloch« genannt, wie er wusste. Dort ging die Wirbelsäule in den Schädel über, was Jacob im Anatomiekurs etwa einen Monat zuvor gelernt hatte. Die New York University war Schritt eins seines lebenslangen Traums, Arzt zu werden. Im Arbeitszimmer seines Vaters stand die Ausgabe von 1862 eines Gesundheitslexikons, und schon als kleiner Junge hatte Jacob es geliebt, darin zu blättern.

Auf dem großen, gepolsterten Stuhl seines Vaters kniend, das Kinn auf die Hand gestützt, hatte er stundenlang über den eleganten, faszinierenden Grafiken gehockt, der topografischen Darstellung des menschlichen Körpers, der wie ferne Länder auf einer Schatzkarte gefärbt und bezeichnet war.

Jacob schluchzte bei der glücklichen Erinnerung. Ein Tropfen lauwarmen Wassers landete in seinem Nacken und lief an seiner Wirbelsäule hinab. Das Kitzeln war unerträglich. Die Druckstellen würden sich entzünden, wenn er nicht aufstehen konnte. Druckgeschwüre, Staphylokokkeninfektion, Krankheit.

Das Letzte, woran er sich erinnerte, war, dass er am späten Abend das Conrad's verlassen hatte, eine Bar in Alphabet City, in der man sich um gefälschte Ausweise einen Dreck scherte. Nach einer ewig langen Sitzung im Chemielabor hatte er versucht, sich an eine tolle Finnin aus seinem Kurs heranzumachen. Doch nach seinem fünften Mojito wurde seine Zunge immer langsamer. Er hatte sich verabschiedet, als er gemerkt hatte, dass sich die Finnin mehr mit dem Modeltypen hinter der Bar unterhielt als mit ihm.

Sowie er ins Freie getreten war, schien ihn sein Gedächtnis verlassen zu haben. Wie er von der Bar hierhergekommen war, erinnerte er sich nicht.

Zum millionsten Mal versuchte er, sich ein Szenario zurechtzubasteln, in dem sich alles zum Guten wendete. Am besten gefiel ihm die Vorstellung, dass es sich um

einen Studentenstreik handelte, dass ihn ein paar Jungs mit einem anderen Studienanfänger verwechselt hatten und die Sache ausgeföhrt war.

Er begann zu weinen. Wo waren seine Kleider? Warum hatte man ihm Jeans, Schuhe und Socken ausgezogen? Die Szenarien in seinem Kopf waren so schwarz, dass sie kein Licht zu erhellen vermochte. Er konnte sich nicht selbst an der Nase herumföhren. So tief in der Scheiße hatte er in seinem jungen Leben noch nie gegessen.

Er schlug mit dem Kopf gegen das Rohr, an dem er festgekettet war, als er ein Geräusch hörte – in der Ferne schlug eine Tür zu. Sein Herz schlug genauso laut gegen seine Rippen, und er wusste nicht, ob er zuerst ein- oder ausatmen sollte.

Er wand sich heftig, als er zwischen den sich nähernden Schritten ein Klirren hörte. Plötzlich dachte er an den Handwerker im Haus seiner Eltern, an das fröhliche Klimpern des Schlüsselbundes, der an seiner Hüfte hing. Der dürre Mr Durkin, der immer ein Werkzeug in der Hand hielt. Er schöpfte neue Hoffnung. Ein Freund kam, um ihn zu retten, redete er sich ein.

»Hfff!«, schrie Jacob hinter dem Knebel.

Die Schritte erstarben. Ein Schloss schnappte auf, und kühle Luft streifte über sein Gesicht. Der Knebel wurde gelöst.

»Danke! Vielen, vielen Dank. Ich weiß nicht, was passiert ist. Ich ...«

Jacob stieß unwillkürlich den Atem aus, als etwas

furchtbar Hartes in seinem Bauch landete. Es war ein Stiefel mit Stahlkappe, der sich durch seinen Magen direkt bis zur Wirbelsäule durchzudrücken schien.

O Gott, flehte Jacob würgend, als sein Kopf über den Betonboden schrammte. Lieber Gott, bitte hilf mir.

2

Jacob wurde an den Händen losgebunden, etwa zwanzig Schritte über den Boden geschleift und auf einen Sitz mit harter Lehne gedrückt. Licht blendete ihn, als die Augenbinde aufgeschnitten wurde, gleich darauf wurden seine Hände erneut hinter seinem Rücken gefesselt.

Er saß in einem großen, fensterlosen Raum auf einer Schulbank. Vor ihm stand eine altmodische, leere Tafel auf Rollen, der Mensch hinter ihm strahlte eine Kälte aus, bei der sich ihm die Nackenhaare sträubten.

Jacob schluchzte leise, als ein Feuerzeug angezündet wurde. Der schwache, würzige Geruch von Tabakrauch erfüllte die Luft.

»Guten Morgen, Master Dunning«, sagte eine Stimme hinter ihm.

Es war die Stimme eines Mannes, der vollkommen vernünftig, eigentlich ausgesprochen gebildet klang. Sie erinnerte ihn an seinen ehemaligen Englischlehrer, Mr Manducci, der an der Horace-Mann-Schule sehr beliebt war.

Hey, Moment. Vielleicht war das Mr Manducci. Er schien einigen der männlichen Schüler gegenüber immer ein bisschen, äh, zu freundlich gewesen zu sein. Könnte es sich um eine Entführung handeln? Jacobs Vater war äußerst wohlhabend.

Sein Gefühl der Erleichterung grenzte ans Unermessliche. Er beschloss, die Sache als Entführung einzustufen. Lösegeld, Freilassung. O ja, bitte lass es eine Entführung sein, betete er.

»Meine Familie hat Geld, Sir«, sagte Jacob in dem Versuch, sich seine Angst nicht anmerken zu lassen, was ihm aber nicht gelang.

»Stimmt«, bestätigte der Mann freundlich. Er hätte der Sprecher eines Klassiksenders sein können. »Genau darin liegt das Problem. Deine Eltern haben zu viel Geld und zu wenig Verstand. Sie besitzen einen Mercedes McLaren, einen Bentley – oh, und einen Prius. Wie umweltfreundlich. Ihrer Scheinheiligkeit hast du es zu verdanken, dass du hier bist. Zu deinem Leidwesen scheint dein Vater sein Zweites Buch Mose, Kapitel 20, Vers fünf vergessen zu haben: ›Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott. Bei denen, die mir Feind sind, verfolge ich die Schuld der Väter an den Söhnen.«

Jacob zuckte heftig auf der harten Schulbank, als der Edelstahllauf einer Pistole sanft seine rechte Wange streichelte.

»Jetzt werde ich dir ein paar Fragen stellen«, sagte sein Entführer. »Deine Antworten sind entscheidend. Du

hast doch schon von der Alles-oder-nichts-Regel gehört.«

Die Pistole stupste Jacob kräftig ins Gesicht, während der Hammer mit einem scharfen Klicken gespannt wurde.

»Dieser Test, den du über dich ergehen lassen wirst, lautet ›Alles oder Tod‹. Jetzt die Frage Nummer eins: Wie hieß dein Kindermädchen?«

Wer? Mein Kindermädchen? Jacob war verwirrt. Was sollte das?

»R...R...Rosa?«, antwortete Jacob.

»Richtig. Rosa. So weit, so gut, Master Dunning. Und weiter: Wie hieß sie mit Nachnamen?«

O Scheiße, dachte Jacob. Abando? Abrado? Irgendwas in der Art. Er wusste es nicht. Die liebe, dumme Frau, mit der er Verstecken gespielt hatte. Die ihm nach der Schule das Essen hingestellt hatte. Rosa, ihre warme Wange an seine drückend, als sie ihm geholfen hatte, die Kerzen auf seinem Geburtstagskuchen auszupusten. Wieso wusste er ihren Nachnamen nicht?

»Die Zeit ist um«, sang der Mann.

»Abrado?«, riet Jacob.

»Weit gefehlt«, antwortete der Mann angewidert. »Sie hieß Rosalita Chavarria. Sie war ein Mensch, weißt du? Sie hatte tatsächlich einen Vor- und einen Nachnamen. Genau wie du. Sie war aus Fleisch und Blut. Genau wie du. Sie starb letztes Jahr. Ein Jahr, nachdem deine Eltern sie rausgeworfen hatten, weil sie vergesslich wurde, ging

sie zurück in ihr Heimatland. Was uns zu unserer dritten Frage führt: Aus welchem Land stammte Rosa?»

Woher, zum Teufel, wusste der Kerl von Rosas Tod? Wer war er? Ein Freund von ihr? Er hatte keinen spanischen Akzent. Was sollte das hier?

»Nicaragua?«, versuchte es Jacob.

»Wieder falsch. Sie stammte aus Honduras. Einen Monat nach ihrer Rückkehr – sie wohnte in einer Einraumhütte, die ihrer Schwester gehörte – musste sie sich die Gebärmutter herausnehmen lassen. In einem Krankenhaus der untersten Kategorie erhielt sie verseuchtes Blut und steckte sich mit HIV an. Honduras weist in der westlichen Welthälfte die höchste Aids-Rate aus. Wusstest du das? Klar wusstest du das.

Jetzt die Frage vier: Wie hoch ist in Honduras die durchschnittliche Lebenserwartung eines HIV-positiven Menschen nach der Infektion? Ich gebe dir einen Tipp. Der Wert liegt weit unter dem in diesem Land geltenden Wert von fünfzehn Jahren.«

Jacob Dunning begann zu weinen.

»Ich weiß es nicht. Woher soll ich das wissen? Bitte.«

»Das funktioniert so nicht, Jacob«, drohte der Mann und schlug mit der Mündung seiner Waffe kräftig gegen die Zähne des Jungen. »Vielleicht habe ich mich noch nicht klar genug ausgedrückt. In diesem Unterricht zählt kein Elitehochschulwissen. Es gibt keine Tutoren. Keine hilfreichen Strategien, um deine Punktzahl zu maximieren. Du kannst nicht schummeln, und

die Ergebnisse sind endgültig. Dies ist ein Test, für den du dein ganzes Leben lang hättest büffeln müssen, doch ich habe das Gefühl, du lässt nach. Also würde ich versuchen, etwas konzentrierter nachzudenken. Die Lebenserwartung von HIV-Positiven in Honduras! Antworte! Sofort!«

3

In der Sporthalle der Holy Name School wurde die katholische Grundschulversion der March Madness – die Finalrunde der besten College-Basketballteams – ausgetragen. Ein ohrenbetäubender Lärm aus knallenden Basketballen, schreienden Cheerleadern und johlenden, unter Zuckerschok stehenden Kindern, die auf Heelys über den laminierten Hartholzboden schlitterten, erhob sich zu den geschnitzten Engeln an den Dachsparren.

Doch es war nicht nur laut, sondern auch viel zu heiß, staubig und eng. Allerdings hätte mein Glück nicht größer sein können.

Ich befand mich dort, wo ich immer bin, wenn Chaos herrscht – genau mittendrin. Mit einer Pfeife um den Hals stand ich am Centre-Court und beobachtete Korbleger und Passübungen, mit denen sich unsere Juniormannschaft, die Holy Name Bulldogs, aufwärmte. St. Ann's, unser Gegner vom anderen Ende der Stadt auf der Third Avenue, tat dasselbe auf der anderen Seite des Spielfeldes.

Da einer meiner Söhne, Ricky, in der Jugendmannschaft und ein anderer, Eddie, in der Juniormannschaft spielte, hatte ich irgendwie zustimmend genickt, als mich die Schulleiterin, Schwester Sheilah, bat, den Trainer der Juniormannschaft zu ersetzen. Zunächst hatte ich mich innerlich gesträubt. Hallo? Alleinerziehender Vater mit zehn Kindern? Habe ich nicht schon genug zu tun? Aber Schwester Sheilah riecht Trottel wie mich fünf Kilometer gegen den Wind.

Die Übungen im Umgang mit dem Ball, die Aufzeichnungen an der Tafel, nach dem Spiel die Klappstühle wegräumen – all das, die Arbeit als Trainer, machte mir sogar Spaß. Ich wusste nicht, ob es einer meiner Jungs auf NBA-Niveau schaffen würde, aber mit ansehen zu dürfen, wie sie Selbstvertrauen gewannen und die wilde Meute aus Individualisten auf wunderbare Weise zu so etwas wie einer Mannschaft mit Gemeinschaftssinn zusammenwuchs, war nicht die schlechteste Art, einen Sonntagnachmittag zu verbringen.

Das Gejohle beim Hochball wurde so laut, dass ich mein Mobiltelefon an der Hüfte kaum hörte. Ich erkannte die Nummer nicht als Dienstnummer, aber das bedeutete nicht viel. Wir wechselten uns bei meiner neuen Stelle mit den Wochenendbereitschaftsdiensten immer ab. Und wen hatte es wohl dieses Wochenende erwischt?

»Bennett hier«, schrie ich.

»Mike, hier ist Carol. Carol Fleming.«

Verdammt, dachte ich und schloss die Augen. Ich wusste es. Carol war meine neue Chefin. Nun, eigentlich die neue Chefin meines Chefs. Carol Fleming war die Leiterin der Sonderermittlungseinheit der New Yorker Polizei, was allein schon eine große Sache gewesen wäre, wenn sie nicht zusätzlich noch als erste Frau auf diesem Posten gesessen hätte.

Im Januar war ich von der Mordkommission Manhattan Nord zur Abteilung für Kapitalverbrechen versetzt worden, die unter ihrer Leitung stand. Obwohl ich die Mordkommission vorzog, musste ich zugeben, dass die Abteilung für Kapitalverbrechen, die bei großen Banküberfällen, Kunstraub und Entführungen ermittelte, auf mich auch nicht gerade wie eine Schlaftablette wirkte.

»Was ist los, Chefin?«, fragte ich.

»Möglicherweise gab es eine Entführung. Sie müssen zu April Dunning in der One West 72nd Street, Apartment 10 B fahren. Ihr Sohn, Jacob, scheint vermisst zu werden. Jacobs Vater, Donald Dunning, ist Gründer und Generaldirektor von ...«

»Latvium and Company, dem multinationalen Pharmazieunternehmen«, beendete ich den Satz für sie. »Ich habe von ihm gehört.«

Eigentlich hatte ich beim Zahnarzt meiner Kinder im *Forbes* von ihm gelesen. Dunning war Milliardär und einer der Golfkumpel unseres Bürgermeisters. Mir war klar, worauf dieser Anruf abzielte.

»Wie alt ist der Junge?«

»Achtzehn«, antwortete Carol.

»Achtzehn? Jacob wird nicht vermisst. Er ist achtzehn.«

»Ich weiß, wonach sich das anhört, Mike. Jemand mit Verbindungen ins Rathaus sucht womöglich nach seinem partygeilen Sohn. Sei's drum, Sie müssen das trotzdem überprüfen. Melden Sie sich anschließend bei mir, so schnell Sie können.«

Ich notierte Uhrzeit und Adresse auf der Rückseite meiner Spielerliste, nachdem ich aufgelegt hatte. Das Kind von jemand anderem suchen? Ich hatte doch schon genug damit zu tun, meinen eigenen hinterherzulaufen. Ich winkte Seamus, der wie ein Wilder buhte, als einer der St.-Ann-Spieler einen Dreier landete.

»Holst du mich von der Reservebank?«, fragte mein neunmalkluger Priester und Großvater mit breitem irischem Akzent. »Ich hab ja gesagt, ich hab's noch drauf.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Hör mal, Monsignore, ich muss was überprüfen, was hoffentlich schnell geht. Übernimm mal für mich, bis ich zurückkomme. Obwohl – es ist wahrscheinlich das Beste, wenn du dich einfach hier hinstellst und gar nichts sagst oder tust. Bitte.«

»Endlich«, rief Seamus triumphierend, riss mir das Klemmbrett aus der Hand und rollte die Ärmel seines schwarzen Hemdes hoch. »Vielleicht gewinnen wir ja diesmal.«

Die Adresse One West 72nd Street gehörte zum Dakota Building, dem berühmten schlossartigen Gebäude im gotischen Stil, in dem John Lennon gewohnt hatte, bevor er genau davor erschossen worden war. In diesem Haus war auch das Baby in *Rosemaries Baby* zur Welt gekommen, fiel mir zu meiner Freude ein. An diesem Nachmittag hagelte es ja geradezu gute Omen.

Ich fuhr am Gebäude vorbei, stellte meinen Van um die Ecke an der Columbus Avenue ab und ging die 72nd Street zurück. Auch wenn es unwahrscheinlich war, doch im Falle einer Entführung könnte das Haus bereits unter Beobachtung stehen. Ich wollte es jedenfalls nicht an die große Glocke hängen, dass die Familie Kontakt mit der Polizei aufgenommen hatte.

Ich schritt durch das schmiedeeiserne Tor. Genau hier, unter dem breiten Torbogen, hatte der Ex-Beatle von Chapman eine Kugel in den Rücken bekommen, bevor er es die wenigen Stufen in die Eingangshalle hinauf geschafft hatte. Das Gebäude war ein beliebter Anlaufpunkt bei Stadtrundfahrten. Yoko, die immer noch hier wohnte, musste sich tierisch freuen, wenn Touristen nach Einschusslöchern suchten.

Die schweren, mit Messing beschlagenen Türen öffneten sich. Ein stattlicher Asiate in jagdgrünem Mantel und Hut stand neben einem »Besucher bitte anmelden«-Schild.

»Ich möchte zur Familie Dunning«, sagte ich und zeigte ihm unauffällig meine Dienstmarke.

Nachdem ich angemeldet worden war, erschien ein älterer Mann und führte mich durch die Eingangshalle, die mit dunklem, reich verziertem Mahagoni vertäfelt war. Ein massiver Ballsaalkronleuchter und Messingwandlampen tauchten die aufwändig gearbeitete Decke und den weißen Travertinboden in sanftes Licht.

Der Hallen-Mann wiederum übergab mich einem Aufzug-Mann. Oben winkte mich ein kleiner Butler durch die offene Tür der Wohnung 10 B.

Durch die Flügeltüren, die fast doppelt so hoch waren wie normal, konnte ich quer durch die Wohnung bis zum Central Park blicken. Die Räume waren wie klassische Zimmerfluchten angeordnet, so dass Gäste dank der vielen Türen nicht mit dem Personal in Kontakt kommen mussten. Bei den Böden und Wänden wechselte sich kubanisches Mahagoni im Fischgrätmuster mit, wie es aussah, dem Holz des Schwarznussbaums ab.

Eine eindrucksvolle schwarzhaarige Frau kam durch den langen Flur auf mich zugeeilt. Sie trug ein blaues Abendkleid im Knitter-Look, und trotz der Entfernung war die Angst in ihrem schmalen Gesicht nicht zu übersehen. Mein Ärger darüber, zu diesem Fall gerufen worden zu sein, wich meinem Mitgefühl. Selbst in ihrem eleganten Kleid und in dieser Umgebung sah sie einfach nur aus wie eine vor Sorge vergehende Mutter.

»Gott sei Dank, dass Sie da sind. Detective Bennett, richtig?«, fragte sie mit englischem Akzent. »Es geht um meinen Sohn, Jacob. Ihm ist etwas zugestoßen.«

»Ich bin hier, um Ihnen bei der Suche zu helfen, Ma'am«, versuchte ich sie zu beruhigen, während ich mein Notizbuch herauszog. »Wann haben Sie Jacob das letzte Mal gesehen oder mit ihm gesprochen?«

»Gesprochen vor drei Tagen. Jacob wohnt an der Uni. Hayden Hall, gleich gegenüber vom Washington Square Park. Mein Mann und mein Vater sind noch dort. Sie haben mit seinen Freunden gesprochen, aber niemand hat ihn seit Freitag gesehen. Sein Zimmergenosse auch nicht. Niemand.«

Vielleicht hat er ein hübsches Mädchen kennengelernt, wollte ich schon sagen.

»Jemanden ein paar Tage nicht zu sehen bedeutet nicht unbedingt etwas Schlimmes, Mrs Dunning. Gibt es einen besonderen Grund, warum Sie glauben, ihm könnte etwas zugestoßen sein?«

»Mein Mann und ich haben gestern Abend im Le Cirque unsere silberne Hochzeit gefeiert. Das Essen hatten wir seit Monaten mit unserem Sohn geplant. Jacobs Großvater ist zu diesem Anlass extra aus Bordeaux gekommen. Jacob hätte diesen Abend nicht vergessen. Er ist unser einziges Kind. Sie begreifen nicht, wie nah wir uns stehen. Er hätte weder diese Feier noch die seltene Gelegenheit verpasst, seinen Großvater zu treffen.«